*Die Industrialisierung veränderte das Leben der Menschen. Städtischer Wohnraum war knapp, die Löhne niedrig, Arbeitsschutz und politische Mitbestimmung waren kaum vorhanden. Die Arbeiter*innen erkannten, dass sie sich organisieren mussten, um etwas zu verändern. So entstand die Arbeiter*innenbewegung. Sie machte den Ersten Mai zum „Feiertag der Arbeiter", an dem sie ihre Art zu leben und ihre Organisationen feierte und für bessere Lebensbedingungen und politische Mitbestimmung kämpfte. Er ist bis heute ein Feiertag. Doch: „Ist der Erste Mai mehr* als nur ein arbeitsfreier Tag?"

Im Jahre 1928 warb der freie Deutsche Textilarbeiter-Verband in einer Fachzeitschrift für ein Preisausschreiben: Textilarbeiterinnen wurden gebeten, einen Arbeitstag und ein Wochenende zu beschreiben. Die Frauen sollten ihren Alltag genau und ausführlich schildern. Die Einsenderinnen konnten Preise von bis zu 30 Reichsmark gewinnen. Eine 35-jährige alleinstehende Frau schrieb:

„[Bei der Arbeit angekommen] kleide ich mich um und begebe mich an meine Webstühle, deren ich zwei bediene. Die Arbeitszeit beginnt um 7.30 Uhr. Bei der Firma wird nur Crépe de Chine gewebt, dessen Verarbeitung die ganze Aufmerksamkeit der Arbeiterin erfordert. Mein Tagewerk hat begonnen. – Die Maschine hat mich in Beschlag genommen und will mich stumpf und seelenlos machen. Sie hält mich 9¼ Stunden lang fest, eine Mittagspause von einer halben Stunde ausgenommen, die kaum genügt zum Essen. Der Meister ist sehr streng und duldet kaum, daß man mit einer Kollegin spricht. Er will die Arbeiterin ganz unter die Herrschaft der Maschine bringen. Das gelingt ihm bei mir aber nicht. Mag er mir doch das Sprechen verbieten, meine Gedanken sind frei, die kann er nicht halten und die schweifen oft mit meinen Blicken, weil ich gerade am Fenster stehe, hinaus. Da liegt vor mir die ganze Stadt B. und am Fuße der Fabrik ein Friedhof in voller sommerlicher Pracht. Oft beneide ich die Toten, die da ruhen, denn sie sind ledig aller Leiden, während ich noch mitten im Lebenskampf stehe. Mein Auge bleibt auch wohl auf den ragenden Schloten haften, die das Stadtbild beherrschen. Dunkler, schwerer Rauch entquillt ihrem gähnenden Schlund, steigt auf von den Opferstätten, die errichtet sind dem Götzen: Kapitalismus. Das Opfer ist aber die Lebenskraft des schaffenden Volkes, von gewissenlosen Elementen ausgenutzt bis zum äußersten. Meine Gedanken führen mich durch endlose Arbeitssäle. Dort sehe ich meine Schwestern gleich mir, [die] mehr oder minder schwer tragen am Joch des Alltags. Vorbei komme ich an jungen, blühenden Mädchenknospen, reifen Frauen, werdenden Müttern und alternden Mädchen. Sie alle aber sehnen sich hinaus – hinaus. – Ein lauter Zuruf meiner Nachbarin schreckt mich aus meinem Sinnen auf. Ein grober Fehler ist während meines Träumens in der Ware entstanden. Nun muß ich den Schaden ausbessern. Eine halbe Stunde ist sicher dahin und mit ihr der Verdienst. Am Morgen habe ich ein Stück geliefert. Der Meister wird es gerade nachsehen und läßt mich rufen. Es ist nämlich hier Sitte, daß die Arbeiterin dabei zugegen sein muss. Auch wird die Arbeit mit Zensur versehen, die auf der Stückkarte vermerkt wird. Ein System, ganz dazu geeignet, die eine Arbeiterin gegen die andere auszuspielen. Es liegt wahrhaftig nicht immer an dieser, wenn die Zensur schlecht ausfällt. Viel

liegt daran, wenn man es versteht, sich bei dem Vorgesetzten „lieb Kind“ zu machen. In der Regel läuft es bei mir gut ab, denn der Meister fühlt wohl, daß er eine gewerkschaftlich geschulte Kraft vor sich hat, die sich kein Unrecht gefallen läßt. Auch bemühe ich mich, mein Bestes zu tun und so komme ich mit meinem Vorgesetzten immer ganz gut aus. Heute bekomme ich als Zensur ein „Gut“. Damit zufrieden, gehe ich mit erneutem Eifer wieder an die Arbeit, bis ich 17.15 Uhr Feierabend habe. Gegen 18 Uhr bin ich dann nach abermaliger Autobusfahrt zu Hause.“

Zititert aus: Deutscher Textilarbeiterverband (Hrsg.): Mein Arbeitstag – Mein Wochenende. 150 Berichte von Textilarbeiterinnen. Berlin, 1930. S. 59ff.